KIM KESTNER

DIE STADT UNTER DER WELT

KIM KESTNER

Die Stadt unter der Welt

LESEPROBE

aus Kapitel II und Kapitel III

ZUM EINSTIEG

Timothy ist dreizehn und darf die vergitterte Villa seines Vaters in Edinburgh nicht verlassen, denn er spricht mit einem Freund, den sonst niemand sieht: Loo, einem Lemuren aus dem Hause der Coloren. Loos Volk lebt seit dem Bann der Hexen tief unter der Erde, und immer mehr Lemuren lösen sich auf. Einer Prophezeiung nach weist in größter Not ein Mensch den Weg, und so soll Timothy die Drudel aufspüren, das verschollene magische Buch, das den Bann lösen könnte. Um Mitternacht isst er im Weinkeller der Villa eine Schlüsselblume, und in der Ziegelwand erscheint ein Portal.

KAPITEL II

Die bittersüße Schlüsselblume

GERÄUSCHLOS GLITTEN SIE DURCH DAS PORTAL. SIE SCHRITTEN SO SELBSTVERständlich durch die Wand, als wäre sie nur eine Illusion gewesen. Plötzlich wurde das Brausen in Timothys Kopf weniger, das Auf und Ab im Bauch ließ nach und er hatte langsam das Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Zu guter Letzt stand alles still.

Timothy war angekommen.

Als er seine Augen öffnete, war das Erste, was er wahrnahm, eine Wand mit Reagenzgläsern. Sie hingen, mit sonderbaren Flüssigkeiten gefüllt, fein säuberlich beschriftet, in einem altertümlichen Regal. Darüber standen verkorkte Gläser, in denen man merkwürdige Kreaturen konserviert hatte, oder zumindest Teile von ihnen. In einem schwamm eine skelettierte Klaue dicht neben einem Glas, das randvoll mit Augäpfeln, so groß wie Tennisbälle, gefüllt war.

Timothy ließ vorsichtig Loos Hand los und drehte sich zögernd um. Er registrierte gerade noch, wie die letzten Umrisse des Portals verblassten und nichts als die rötliche Wand hinterließen.

»Das hatten wir so nicht vereinbart, Junge«, krächzte eine heisere Stimme ungehalten. »Wenn du jemanden mit durch mein Portal nimmst, kostet das extra.«

Ein hässlicher Greis steckte sein zerfurchtes Gesicht durch einen Perlenvorhang und ging, schwer auf den Stock gestützt, auf sie zu. Seine Augen lagen tief in den umschatteten Höhlen, das Gesicht war mager und der graue Bart heillos verfilzt.

»Keine Angst, der tut nur so griesgrämig, wohnt schon zu lange hier draußen und ist mit der Zeit etwas putzig geworden, so ganz ohne Gesellschaft. Nicht wahr, Kuriat?« Loo klopfte dem Alten freundschaftlich auf die Schulter.

»Darf ich vorstellen? Das ist Timothy von den Liberen. Er wird in den nächsten Domas mein Gast sein. Timothy, der alte Miesepeter da ist Kuriat – ebenfalls von den Liberen. Er ist unser … sagen wir … Apotheker.« Loo grinste breit. »Kuriat hat für jedes Wehwehchen die richtige Tinktur, wie auch für andere Anliegen.«

Der Alte beugte sich nah heran und drehte Timothys Gesicht zu allen Seiten, um ihn genau zu betrachten. »Timothy, ja? Komischer Name … Na ja, ihr Freigeister wart schon immer äußerst merkwürdig. Kommst wohl aus der Kommune, hä?«, fragte er etwas milder gestimmt.

Loo knuffte seinen Freund in die Seite.

»Äh, ja, Sir. Aus der Kommune … von den … Freigeistern?«

»Siehst du, Kuriat, ein Artgenosse«, sagte Loo versöhnlich. »Da kannst du doch mal ein Auge zudrücken und ihn so durchlassen, oder?«

Timothy sah den Greis skeptisch an. Außer dem bestickten Perlengewand hatten sie nichts gemein. Was Freigeister wohl für Typen waren? Zumindest trugen sie augenscheinlich ziemlich abscheulichen Kopfschmuck aus bunten Federn, geflochtenen Perlenbändern und zerrupften Tierfellen.

»Ein Lex zu zwei Ringen«, forderte Kuriat unnachgiebig. »Sonst kommt der Junge nicht durch diesen Vorhang.«

»Aber das ist ja das Doppelte von dem, was ich an dich zahle«, rief Loo entsetzt.

»Ja, du bist ja auch kein Freigeist.« Der alte Mann spie das letzte Wort wie eine Beleidigung aus. Anscheinend verstand er sich nicht gut mit seiner eigenen Gattung.

»Selbst die Liberen haben den alten Stinkstiefel da aus ihrer Kommune geschmissen«, raunte Loo Timothy zu. »Mach dir nichts draus. Keiner kann ihn ausstehen.«

»Meine feinen Artgenossen haben sich seit Annoten nicht mehr hier sehen lassen«, schimpfte Kuriat vor sich hin, als hätte er Loos leise

gesprochene Worte gehört. »Höchstens wenn ihr Vorrat an Schlüsselblumen ausgeht, lässt sich einer von den Pilze-Fressern dazu herab, mal hierher rauszukommen.«

»Mit Schlüsselblumen kann ich auch dienen«, sagte Timothy schüchtern. »Sie wachsen im Grunde an jeder Stra… äh ich meine, im – Ich könnte unsere Haushäl- also wir haben viele davon«, stammelte er unbeholfen und war sich sicher, dass er sich bereits verraten hatte.

Aber Kuriat hörte nur ein Wort. »Schlüsselblumen?« Die Miene des Alten hellte sich augenblicklich auf. Vertrauensvoll legte er den Arm um Timothys Schultern und bugsierte ihn durch den klirrenden Perlenvorhang. »Ein Tässchen Tee gefällig? Oder ein paar Aniswurzeln?«

»Na toll, das fängt ja gut an«, murmelte Loo und folgte ihnen.

Kurze Zeit später verließen die Freunde das Haus des Apothekers mit einer Liste exotischer Pflanzen in der Hand, die Timothy versprochen hatte, bei seinem nächsten Besuch mitzubringen. Aber bereits auf dem Weg nach draußen schnaubte Loo hörbar; ein untrügliches Zeichen seiner Empörung.

»Woher willst du –«

»Beehrt uns bald wieder, junge Herren«, rief ihnen eine quakige Stimme hinterher. »Bei uns ist gegen jeden Schmerz ein Kraut gewachsen. Knöterich gegen schlechte Laune, Liebstöckel gegen Liebeskummer, Bleiwurz gegen Blähungen, Wermut gegen Alpträume, Katzenminze gegen bissige Gobbels …«

»Ist ja gut … Hör auf damit!« Loo kramte aus seiner Tasche ein paar Kuchenkrümel und warf sie der fetten Kröte zu.

Das Tier verschlang sie blitzartig, dann rutschte sie wieder zurück in ihre Mauernische und stierte vor sich hin wie jedes normale Tier seiner Art. Aber irgendwie sah es dabei beleidigt aus.

»D-d-die Kröte hat gerade gesprochen …«, kiekste Timothy entgeistert. Das Pergament glitt ihm aus den Händen und flatterte zielgenau in eine Matschpfütze.

Loo angelte danach und lachte. »Ja, es ist ziemlich schwer, sie davon abzuhalten. Das sind Wächter. Jedes Haus hat einen. Unserer ist ein Eichhörnchen. Es war mal ganz gut zu gebrauchen, aber meine kleine

Schwester füttert ihn allmählich fett, und er wird träge. Häufig weigert er sich sogar, vor seinem Frühstück zu arbeiten.«

»Was bewachen sie?« Timothy sah immer noch deutlich irritiert aus.

»Meistens kündigen sie nur Besuch an. Aber vor allem sorgen sie dafür, dass nicht jeder Lemur, der permatieren kann, einfach den Kopf durch die Wand steckt und in dein Haus schaut, während du schläfst oder badest. Aber dieser hier nimmt seinen Job anscheinend etwas zu ernst.«

Timothy ahnte, dass er noch einige merkwürdige Dinge zu sehen bekommen würde. Sprechende Kröten, verzauberte Pflanzen und unsichtbare Portale … und sie waren gerade erst angekommen.

Vor weniger als einer halben Stunde hatte er die Schlüsselblume hinuntergeschluckt; es musste jetzt also halb eins sein. Blieben noch etwa acht Stunden, vorher würde Elsa ihn nicht wecken. Timothy wollte so viel verstehen, doch die Zeit schien ihm zu knapp, um alle Fragen zu stellen, die ihm durch den Kopf schossen. Folglich nahm er als gegeben hin, was er sah, auch wenn es in diesem Moment nur ein düsterer Tunnel war, dessen Ende er nicht ausmachen konnte.

Loo hingegen war mit seinen Gedanken immer noch bei der Vereinbarung, die sein Freund so freimütig mit dem Apotheker geschlossen hatte.

»Woher, zum Wächter, willst du die ganzen Pflanzen nehmen?« Er sah Timothy übelgelaunt unter seiner Zipfelmütze hindurch an. »Und der Preis war viel zu hoch! Ich hätte ihn bestimmt noch auf einen Lex für uns beide runtergehandelt. Aber Thymian, Schlüsselblumen und Löwenzahn …«

Timothy unterbrach das Gezeter seines Freundes amüsiert. »Loo, das sind ganz normale Pflanzen bei uns, die du in jedem Garten findest. Wenn man nach draußen kann«, setzte er nachdenklich hinzu.

»Wirklich?«, fragte Loo erstaunt. »Wie viele Eichenscheiben kosten … sagen wir … vier Schlüsselblumenkelche? Oder zehn Löwenzahnblätter?« Der kleine Color war abrupt stehen geblieben.

»Tja, ich weiß nicht, ist schwer zu sagen, wir zahlen nicht in Eichenscheiben, sondern mit Münzen oder Scheinen. Löwenzahn wächst quasi

überall, zumindest im Sommer. Ich glaube, dafür hat noch keiner Geld bezahlt.«

Timothy schmunzelte bei dem Gedanken, der guten Elsa in Stücke gesägte Eichenäste im Tausch gegen das verhasste Unkraut anzubieten.

»Ich fürchte, mit Eichenscheiben kommst du nicht weit«, schlussfolgerte er, »aber ich werd mal bei Elsa in der Küche schauen, was von den Kräutern da Thymian sein könnte. Und für die Schlüsselblumen finden wir auch eine Lösung.«

Loo nickte zufrieden. »Gut, dann lass uns weitergehen«, sagte er und zog Timothy den finsteren Gang herunter. »Zeit ist schließlich auch Eiche.«

Unbeholfen stolperte der Junge hinter ihm ins Dunkle; doch dann bogen sie um eine Ecke und betraten einen breiteren Tunnel, der durch fahles Licht erhellt wurde.

Mit ausladender Geste deutete Loo um sich. »Das ist die Via Vetus, eine ziemlich schlechte Adresse, wenn du mich fragst, jedoch der einzige Weg zum Portal deines Hauses.«

»Die Via Vetus … wow! Das ist … das ist sehr spannend …« Timothy versuchte, seinen Schreck zu verbergen.

»Sie führt verdammt nah an der Grotte des Grauens vorbei«, fügte Loo leise hinzu. »Es ist kein Wunder, dass der alte Kuriat kaum noch Kunden hat. Er ist, glaube ich, der Letzte, der hier draußen wohnt.«

»Ich denke, ich würde hier auch nicht wohnen wollen. Ganz schön gruselig.« Timothy graute bei dem Anblick des verkommenen Tunnels, der sich vor ihnen auftat. Eine schlechte Adresse war untertrieben. Die tief liegende Lehmdecke bröckelte an allen Ecken und drohte einzustürzen. Gehalten wurde sie ohnehin nur noch von ein paar knorrigen Stämmen, die unheilvoll knarzten.

Timothy beschleunigte seine Schritte. Er wollte die Via Vetus möglichst schnell hinter sich lassen. Auf ihrem Weg wurden sie jedoch immer wieder von schwer überwindbarem Wurzelgeflecht aufgehalten, das den Boden wie ein Netz überzog. Dazwischen steckten Flaschen, zerschlagene Kacheln, Scherben, Ziegel und andere Trümmer.

Plötzlich sprang Loo zur Seite und riss Timothy mit sich. »Vorsicht!«, konnte er gerade noch rufen, dann krachte laut scheppernd einer der Balken zu Boden, gefolgt von jeder Menge Geröll.

»Verdammte Glunze! Sie hätten die Via Vetus schon längst in Ordnung bringen sollen«, meinte er zu Timothy, der versteinert auf den Balken starrte, der direkt vor seinen Füßen aufgeschlagen war. Das Haus zum Balken war nur noch ein loser Schutthaufen, der bald ebenso von Wurzeln überwuchert werden würde wie alles andere.

Zur Sicherheit drückten sich die Freunde an der gegenüberliegenden Wand entlang, den Blick wachsam auf die Hausruinen gerichtet. Als sie wenige Schritte später um eine Kurve bogen, sah Timothy, dass auch die übrigen Häuser einen denkbar schlechten Eindruck machten. Sie konnten selbst zu ihren besten Zeiten nicht mehr als ein Notbehelf gewesen sein. Timothy sah an den einstöckigen Fronten hoch, die – aus Wellblech, Holzdielen, Wurzeln und allerlei verrostetem Schrott zusammengeflickt – unter der niedrigen Decke klemmten. Fenster hingen aus ihren Angeln, Ziegel waren heruntergestürzt – alles wirkte so, als wäre es vor langer Zeit fluchtartig verlassen worden.

Und über allem lag ein modrig feuchter Gestank, der fast nicht zu ertragen war – eine Mischung aus verfaulten Eiern und verwesender Ratte. Timothy verzog angewidert das Gesicht.

»Das ist der Schwefel aus der Grotte. Ich sag ja, wir sind ziemlich dicht dran«, raunte Loo ihm zu.

»Ja, das sagtest du«, entgegnete Timothy beklommen.

»Es ist nicht mehr weit. Wir haben's gleich geschafft!« Loo deutete auf das Ende des Tunnels. »Da vorn geht es schon zur Sesselstation und dann auf direktem Weg zur Plaza.«

Es geschah ganz beiläufig, und Timothy hätte es gar nicht weiter beachtet, wenn es für diese Gegend nicht so unwirklich gewesen wäre. Plötzlich bewegte sich eine Gestalt hinter der zerschlissenen Gardine eines fast verfallenen Hauses. Sie war nur schemenhaft zu erkennen, groß und dunkel gekleidet.

»Hier wohnt ja doch noch jemand«, stellte Timothy fest.

Erstaunt folgte Loo seinem Blick. Beide starrten einen Moment die zerbrochene Scheibe über ihren Köpfen an. Die verrottete Gardine flatterte kaum merklich, als hätte ein Luftzug sie angehoben.

Loo machte eine wegwerfende Handbewegung. »Hier ist keiner mehr. Glaub es mir, wenn einer hier freiwillig hingeht, dann nur, um den verrückten Apotheker zu besuchen. Niemand würde eines dieser Häuser betreten. Außer den Tarpen vielleicht, aber die passen nicht durch die Türen.«

»Ich dachte, ich hätte etwas … Ist auch nicht wichtig. Was sind Tarpe?«

»Hohlköpfige Riesendämonen. Leben irre lang und sind ziemlich bösartig. Du verpasst nichts, wenn du sie niemals zu Gesicht bekommst. Komm weiter!«

Timothy stapfte tapfer hinter Loo her. Die Via Vetus verdunkelte sich, je näher sie dem Tunnelende kamen, und die Decke schien noch niedriger zu werden, als sie ohnehin war. Unwillkürlich zogen die Freunde ihre Köpfe ein. Zu guter Letzt konnte Timothy nicht weiter als zwei Schritte blicken. Er hörte Loos Glöckchen an der Zipfelmütze bimmeln, sah ihn aber nicht mehr.

»Loo, warte mal! Ich seh kaum noch was!« Hilfesuchend tastete er nach Halt. »Was ist da? Sind das –« Timothy griff ins Leere, stolperte einige ausgetretene Stufen hinunter und kam taumelnd zum Stehen. »Stufen! Hättest du mich nicht warnen können?«

»Hoppla! Du kannst deine erste Fahrt in der Blitzröhre wohl gar nicht abwarten«, scherzte Loo, doch als Timothy ihn mit zusammengekniffenen Augen anblitzte, fügte er weniger vorlaut hinzu: »Ich vergesse immer, wie schlecht ihr Menschen sehen könnt.«

Timothy hörte das reißende Geräusch eines Streichholzes. Und tatsächlich, im nächsten Moment flammte eine Fackel auf, die in einer rostigen Wandhalterung steckte.

»Ist es jetzt hell genug?«

»Danke. Viel besser.« Timothy, der seinem Freund ohnehin nicht lange böse sein konnte, sah sich um. Sie fanden sich in einer Höhle wieder, in der nichts stand außer einem altersschwachen Stuhl und

einem abgenutzten Sessel, der dem Color fast bis zum Kinn reichte. Er war mit dem geschmacklosesten Blümchenmuster bespannt, das Timothy je gesehen hatte.

»Hilf mir mal mit dem Ding!«

»Klar, aber willst du den wirklich mitnehmen?«, fragte Timothy und sprang schnell hinzu. Zusammen gelang es ihnen, das hässliche Ungetüm nach vorne zu hieven. »Was willst du damit?«

»Stell ihn hierhin und warte ab.« Loo griente, kniete sich auf den Lehmboden und machte sich an dem Sessel zu schaffen.

Timothy sah näher hin und erkannte erst im Schein der Fackel, dass Loo an einem eigenartigen Metallteil herumschraubte.

»Geschafft!«, rief sein Freund nach Kurzem und stemmte den Sessel auf eine Schiene, die schnurgerade von ihnen fort ins Dunkle führte. »Der Aufsatz macht immer mal wieder Probleme. Sie haben vor ein paar Jahren das System geändert, und jetzt passt er eigentlich nicht mehr. Aber mit dem Bolzen fährt er ganz gut. Ich bin nur einmal von den Schienen geflogen.«

»Ach so?«

»Ich bitte, Platz zu nehmen«, sagte Loo. »Ich nehme den Leihstuhl.«

Timothy schluckte, setzte sich jedoch widerspruchslos. Sofort begann der Sessel unter ihm unruhig zu vibrieren und stotterte dabei wie ein altersschwacher Rasenmäher. Loo, der hinter ihm auf seinem Klappstuhl Platz genommen hatte, lehnte sich vor, löste einen Hebel an Timothys Sessel und gab dem Monstrum einen tüchtigen Stoß.

»Achtung, jetzt geht's los! Gut festhalten!«, rief er Timothy hinterher, doch er war bereits hinter der nächsten Kurve verschwunden.

KAPITEL III

In verba magistri iurare

MALIGNUS, AUS DEM ÄLTESTENRAT, SPÄHTE VORSICHTIG DURCH DIE GARDINE, DIE nur noch in Fetzen vor dem zerborstenen Fenster hing. Er sah einem Color nach, der, mit einer lächerlichen Zipfelmütze bekleidet, an der allerlei Glöckchen bimmelten, die Via Vetus hinunterstolperte. An seiner Seite ging ein junger Libere, gekleidet in ein traditionelles Perlengewand.

Der Crucio fuchtelte mit der Hand und bedeutete den anderen, wieder den Raum zu betreten. Die Gründungsmitglieder der Homorden hatten sich in diesem verkommenen Teil der Provinz versammelt und waren erschrocken in das fensterlose Nebenzimmer gewichen, als sie ein lautes Poltern gehört hatten. Eines der verrotteten Nebenhäuser war just in diesem Moment vollends in sich zusammengebrochen und ein Balken hatte dabei fast den jungen Liberen erschlagen.

»Was war denn da los?«, polterte jetzt eine laute Stimme aus dem Nebenraum. Sie gehörte einem fetten Händler, der seine massige Gestalt mühsam durch den Türrahmen drückte. Mit einem hässlichen Geräusch zerriss seine Kutte an dem splittrigen Holz. »Bei den Hexen! Diese verdammten Umhänge! Es wäre besser gewesen, wir hätten uns in der Grotte getroffen.«

»Zu gefährlich, Linus«, meckerte eine quakige Stimme aus dem Dunkel.

»Ach was, gefährlich! Man muss eben geschickt vorgehen und sich die Pentraden zunutze machen. Wäre sowieso besser, sie würden auf unserer Seite stehen«, wetterte der fette Händler und beugte sich ächzend nach

einer Fackel, die hastig auf dem Boden ausgetreten worden war. Als er sie neu entzündete, leuchteten die Gesichter der anderen auf.

In ihrem Schein sah man die scharfen Gesichtszüge von Malignus, der mit seinen unergründlichen Augen den beiden ungleichen Gestalten auf der Via Vetus nachblickte.

»Ein Color und ein Libere – wahrscheinlich haben sie dem verrückten Apotheker einen Besuch abgestattet«, sagte er kühl, ohne dem Schutthaufen weitere Beachtung zu schenken. »Ansonsten gibt es für niemanden einen Grund, hier draußen zu sein.«

»Außer für uns«, kicherte eine blau schimmernde Frau überdreht. Ihre hagere Gestalt warf einen langen Schatten auf die Dielen; ihr Blick hatte etwas Irres. »Mir ist zu Ohren gekommen, unser Meister hätte sechs weitere angeworben.«

»Nur sechs!«, erwiderte der Händler verächtlich.

»Du stehst schon Pate für drei von ihnen, oder, Vesania? Wie machen sie sich?«, fragte Malignus.

»Der Meister ist eben sehr bedächtig bei seiner Wahl«, entgegnete die Niptradin erzürnt, setzte im nächsten Moment jedoch kichernd hinzu: »Ich hoffe nur, es ist endlich ein junger Bellare unter ihnen. Ich würde mich seiner liebend gern annehmen, so hübsch, wie seine Gattung ist.«

»Und? Wie viele Getreue sind wir schon?«, fragte der Händler in die Runde.

»Neunhundertelf, ohne die sechs Neuen«, antwortete ein Vine mit unerträglich quakender Stimme.

»Und wie viele haben die Prüfung abgelegt?«, forschte sein Gegenüber weiter.

Malignus sah den Händler mit zusammengekniffenen Augen an, ein Ausdruck, der bei den Crucio als äußerst gefährlich zu bewerten war. »Du bist sehr neugierig, Linus. Wie viele von deinen Schülern haben denn die Prüfung bisher abgelegt? Du hast doch über zwanzig, soviel ich weiß.«

Linus überging den Einwand und sah mit flackerndem Blick zum Fenster hinaus. Wann würde der Meister endlich eintreffen? Er hatte

noch zwei geschäftliche Verabredungen, von denen er sich wertvolle Informationen versprach.

Er war von seiner Rolle als oberer Homorde nicht überzeugt, doch das behielt er wohlweislich für sich. Dennoch gehörte er zu den Gründungsmitgliedern. Dies aber hatte eher geschäftliche Gründe. Als Informationshändler war er einer der Ersten, der von der Vereinigung, die sich selbst Homorden nannte, Wind bekommen hatte: eine kleine Gruppe Intellektueller, die sich zusammengeschlossen hatte, um eine mögliche Rückkehr zur Oberwelt zu debattieren. Entgegen anderen Splittergruppen hegten die Homorden anfangs keine feindlichen Absichten gegen die Menschen, sondern stützten ihre Überlegungen ganz auf die Prophezeiung. Vielmehr auf die Prophezeiungen, denn diese wurde in verschiedenster Weise mündlich überliefert. Die Variationen hatten jedoch eins gemein: Es wurde von einem Erlöser gesprochen, der den Weg zur Drudel weisen und letztendlich die Lemuren in die Freiheit führen würde.

Selbstverständlich glaubte Linus selbst nicht an die Prophezeiungen um die Drudel. Glauben war nichts, womit er sich aufhielt – sein Kapital war das Wissen. Die wenigen Fakten, die die Homorden über die Drudel zusammengetragen hatten, verkaufte er kurzum an andere Gruppen mit ähnlichen Zielen. Linus tat es mit reinem Gewissen. Letztendlich waren die meisten der Aufständischen doch bloß hohlköpfige Raufbolde, die in der Regel nicht schlauer waren als ein Tarp. Sie glaubten tatsächlich, sie könnten die Ältesten zwingen, den Bann aufzuheben. Doch schon jeder durchschnittlich gebildete Lemur wusste, dass dies nicht möglich war, es sei denn, man glaubte der Mär, die Drudel enthielte den Schlüssel zu ihrer Freiheit.

Um dieses unerreichbare Ziel rankten sich viele Mythen und Sagen, so waren etliche Lemuren davon überzeugt, es benötige nur die Übereinkunft aller Gattungen, jeweils vertreten durch ihre Ältesten, um den Bann aufzuheben. Da jedoch das Geschlecht sowohl der bösartigen Nex als auch der friedensbringenden Pacifer als ausgestorben galt, hatte diese Theorie nie unter Beweis gestellt werden können. Es existierten schließlich nur noch acht von den zehn Gattungen. Eine Regeländerung war also unmöglich.

Nach Linus' Ansicht hatte der Bann auch durchaus seine Berechtigung, er hielt die komplizierte Verflechtung aus Lemuren, Dämonen, Pentraden, Hexen und Menschen im Gleichgewicht, auch wenn sie zu Menschen und Hexen seit Dekaden keinen Kontakt mehr pflegten. Wie auch? Eine Verbindung wurde durch eben diesen Bann verhindert.

Umso erstaunlicher war es, dass aus dem kleinen Kreis Intellektueller ein ernstzunehmender Bund, die Homorden, erwachsen war. Ihre Absichten waren inzwischen nicht mehr bloße Pläne und Gewalt schien ihnen ein vertretbares Mittel, insbesondere wenn es sie ihrem Ziel ein Stück näher brachte, die menschenbesetzte Oberwelt zurückzugewinnen. Sie trafen sich in aller Heimlichkeit, wählten ihre Mitglieder mit Bedacht und bildeten ihren Nachwuchs gewissenhaft aus.

Linus war mehr als erstaunt, als vor einem Annotas tatsächlich ein Lemur aufgetaucht war, der allen Vorstellungen des Erlösers entsprach. Er war von den Homorden, als lang erwarteter Erretter, natürlich mit offenen Armen aufgenommen worden und schnell zu ihrem Anführer geworden.

Linus dachte an den Diar, als er Zyracc das erste Mal persönlich begegnete. Niemals zuvor hatte er einen Lemur kennengelernt, der über so ungeheure Fähigkeiten verfügte. Vor einiger Zeit hatte eine Vinin ein Kind zur Welt gebracht, dessen Vater ein Dan gewesen war. Tatsächlich hatte das Kind die Gaben beider Elternteile geerbt und wurde somit Mittelpunkt der Gespräche im halben Lemurischen Reich. Denn normalerweise erbte der Nachwuchs aus zwei unterschiedlichen Gattungen keine der Fähigkeiten seiner Eltern und wurde damit fast so gewöhnlich wie ein Mensch. Das Kind war wirklich einzigartig … bis Zyracc wie aus dem Nichts auftauchte. Er übertraf diese Absonderlichkeit bei Weitem: Ihr Meister vereinte die Gaben aller bestehenden Gattungen! Es war beinahe beängstigend.

Er konnte Gedanken lesen und seine in die Köpfe anderer setzen, beherrschte das Wasser, verstand es, nur durch Handauflegen zu heilen, war unermesslich stark, dazu noch bei allem blitzschnell. Außerdem vermochte er, sich wie die Vinen zu tarnen, nur dass er es mit absoluter Perfektion tat. Die Vinen waren meist so berauscht, dass ihre Tarnung als

Schrank, Uhr oder Tapete niemals vollkommen wirkte und zu aberwitzigen Fehlern führte. Nicht selten hatten sie als Uhr vierundzwanzig Zeiger und nur eine Ziffer oder als Schrank die Füße zuoberst. Ihr Meister hätte die ganze Zeit anwesend sein können, ohne dass ihn jemand bemerkt hätte.

Auch die Gabe der schwarzäugigen Crucio, Schmerzen durch den reinen Willen seiner Gedanken zu verursachen, beherrschte er beispiellos. Linus mutmaßte, dass nur Malignus ihm in dieser Hinsicht ebenbürtig war. Auch ihm reichte ein einziger Blick, um sein Gegenüber in die Knie zu zwingen.

Trotz aller Bewunderung für ihren Anführer konzentrierte sich Linus mit der Zeit wieder zunehmend auf seine eigentliche Berufung als Informationshändler. Immer häufiger wurde ihm seine Eigenschaft als oberer Homorde dabei lästig, und auch wenn er eines der Gründungsmitglieder der menschenhassenden Vereinigung war, sie hielt ihn doch zu sehr von seinen sonstigen Verpflichtungen ab.

Außerdem war immer noch nicht klar, wie sein Anführer gedachte, den Bann zu brechen: Keinem Lemur war es möglich, unter freien Himmel zu treten, auch Zyracc nicht. Wie also wollte er die obere Welt zurückerobern? Linus nagte nervös an seinen Fingernägeln. Sie warteten nun schon seit über einer Hora auf ihn.

Ich möchte wissen, wann er eintreffen wird, dachte der fette Händler gereizt. Wir warten schon zu lange … Ich frage mich, wann seinen Worten endlich Taten folgen werden?

Plötzlich, und ohne dass Linus ihn vorher bemerkt hatte, löste sich ein junger Dan aus der Ecke des Raumes und zog sich die tiefliegende Kapuze aus dem Gesicht. Linus sah ihn erschrocken an, grüßte jedoch mit knapper Verbeugung. »Inoz!«

»Was willst du damit sagen, Linus?«, fragte Inoz sofort.

Der hatte anscheinend seine Gabe eingesetzt und die Gedanken von Linus gelesen. Hätte der fette Händler gewusst, dass der Dan anwesend war, hätte er an Kuchen oder Eichenscheiben gedacht, aber bei Paxus – doch nicht an Zyracc! Wer den Meister in Frage stellte, musste mit dem

Tod rechnen, und in Anwesenheit eines Dan sollte man tunlichst auch seine Gedanken im Zaum halten.

»Was hat er gedacht?«, fauchte Vesania prompt. Wie alle Niptraden war sie leicht reizbar, wenn sie sich in trockenen Gegenden aufhielt.

»Linus stellt unseren Meister in Frage. Er traut Zyracc nicht«, antwortete Inoz.

Linus sah hektisch von einem zum anderen. »Nein, es ist … ich will damit sagen … bei den Hexen! Es muss doch etwas geschehen«, rechtfertigte er sich. »Ich meine …«, Linus hielt inne und streckte das Kreuz durch. »Ich frage mich, wann wir endlich wieder den Himmel erblicken werden. Und wann ihr Niptraden wieder Herrscher über die Meere sein werdet«, sagte er an Vesania gewandt, »und … und … wann die Dämonen in ihre Wälder zurückkehren. Wie stellt er sich denn die Rückeroberung vor?« Der Händler sah die anderen vier fragend an. »Ich höre immer Versprechungen … Was ist der Plan?«

»Er hat einen Plan, Linus!«, knurrte Vesania. »Immer hat er Wort gehalten. Niemals solltest du ihn kritisieren! Es stellt nur deine Treue in Frage.«

Alle Blicke waren auf Linus gerichtet, der sich seine schweißnassen Hände unauffällig an seiner Kutte abwischte.

»Ich habe gehört, der Mensch trifft in Kürze ein?«, sagte er, in der Hoffnung, das Thema wechseln zu können.

Niemand antwortete ihm, und plötzlich spürte Linus, dass die Stimmung umgeschlagen war. Seit das Gerücht um den Menschenjungen die Oberen erreicht hatte, war die Stimmung unter ihnen mehr als angespannt, denn keiner wusste, was ein solches Eindringen für Folgen haben konnte. Jeder misstraute dem anderen, und der Gedanke, die Drudel könnte sogar in die Hände dieses Menschen gelangen, machte sie noch nervöser.

Linus blickte in die Runde und verstand: Sie misstrauten ihm.

Kuchen! Kekse! Eiche!, dachte er hektisch und beobachtete dabei Inoz.

Wie zur Bestätigung nickte der den anderen zu. Als geübter Dan konnte Inoz nicht nur Gedanken lesen, sondern auch Worte in die Köpfe der anderen pflanzen. Und Linus konnte eins und eins zusammenzählen

und sah nervös zur Tür. Sofort umkreisten die anderen Homorden ihren Gesinnungsbruder und blickten ihn voller Argwohn an.

Linus drehte sich verängstigt um die eigene Achse. »Inoz? Vesania! Malignus? Fox! – Freunde!«

Was hatte Inoz ihnen in den Kopf gesetzt? Hatte es etwas mit dem Jungen zu tun?

Ich weiß nichts über ihn! Nur dass er kommt!, schrie er Inoz in Gedanken zu. Als der nicht reagierte, wandte er sich an die anderen: »Ihr versteht mich vollkommen falsch! Ist es, weil der Mensch kommt? Ich habe nichts mit ihm zu tun! Ich habe euch alles gesagt, was ich weiß!«

Vesania trat dicht vor ihn und zischte: »Und welchen Grund hast du dann, den Meister infrage zu stellen?«

»Kritik an ihm zu üben, würde doch niemand wagen«, stotterte Linus. »Es geht um … wir müssen doch an die gemeinsame Sache denken – an das große Ziel!«

Vesania schüttelte missbilligend den Kopf und schaute zu Malignus hinüber, der einen prüfenden Blick auf die Via Vetus warf. Die Straße lag verlassen da. Der Crucio sah zu Linus, fixierte ihn mit zu Schlitzen verengten Augen.

Der Händler wusste, was das zu bedeuten hatte. Er begann zu zittern, und stinkender Angstschweiß rann ihm die Stirn hinunter. Er wollte weglaufen, immerhin war er als Color extrem schnell, doch die übermächtige Gabe seines Gegners hielt ihn an der Stelle, und dann begann es: Malignus schloss die Augen.

Sofort krümmte Linus sich zusammen und schrie: »Nein! Hört auf, Crucio! Hoher Crucio – nicht!«

Malignus zeigte kein Mitleid, stattdessen hob er nur leicht das Kinn. Abrupt wurde Linus' Körper nach hinten geschleudert, er fiel auf den Rücken und seine Glieder zuckten unkontrolliert. Sein Peiniger hatte ihn fest im Griff, er war ihm vollkommen ausgeliefert.

»Wirst du dem Meister gehorchen?«

»Ich gehorche dem Meister! Ich bin ihm untertan!« Linus' Stimme überschlug sich förmlich, er hätte alles getan, um diesen Qualen zu entkommen.

Doch Malignus senkte sein Kinn – Linus wurde von einer unsichtbaren Macht nach vorne gepeitscht.

»Wirst du auch seine Worte schwören, Linus?«

»Ich werde seine Worte schwören! Lasst von mir ab! Malignus! Ich werde sie schwören!« Die kräftige Stimme des Händlers war nur noch ein Krächzen.

Erst als Malignus' Augen sich entspannten und wieder teilnahmslos ins Leere starrten, sackte der Händler in sich zusammen und wimmerte flehentlich.

»In verba magistri iurare – Lasst uns auf des Meisters Worte schwören.«

Der Chor setzte ein: »De profundis clamavi ad te! Iniqua numquam regna perpetuo manent. Aus den Abgründen habe ich zu dir gerufen! Ungerechte Reiche währen niemals ewig …«

Wieder und wieder ertönten die uralten Worte im Gleichklang, bis aus dem Nichts eine Gestalt erschien.

. ~ .

ALS TIMOTHYS SESSEL UM DIE KURVE BOG, KRALLTE ER SICH VERBISSEN IN DEN PLÜschigen Armlehnen fest, da er fürchtete, jeden Moment seinen Halt zu verlieren und auf den Schienen zu landen, so sehr holperte sein Gefährt. Zumindest war er jetzt wachgerüttelt worden, von Müdigkeit keine Spur, obwohl es bereits ein Uhr sein musste. Die Röhre, die sie durchreisten, war muffig und dunkel. Timothy konnte immer noch nicht weiter als drei Meter nach vorne blicken und hatte nicht den blassesten Schimmer, was auf ihn zukommen konnte.

Diese Nacht war mit Abstand das Verrückteste, was ihm je passiert war. Das Verrückteste, was einem Menschen überhaupt passieren konnte. Aber eines war klar: Alles, was jetzt kam, konnte nur besser sein als die Gitterstäbe, die ihn an die alte Villa fesselten.

So fuhr er, genauso nervös wie neugierig, den spärlich beleuchteten Tunnel entlang und hielt nervös nach Loo Ausschau. Zu seiner Erleichterung schloss sein Freund kurze Zeit später laut klappernd zu ihm auf. Besorgt sah Timothy zu Loo hinüber. Sein Klappstuhl machte den Ein-

druck, als ob er die unruhige Fahrt nicht lange überstehen würde. Der kleine Color hatte die Füße fest unter den Stuhlbeinen verhakt, alles andere hopste wie ein Flummi auf und ab.

»Alles klar bei dir, Loo?«

Sein Freund grinste über beide Ohren, die Fahrt schien ihm sichtlich zu gefallen. »Na – wie isses? Das schüttelt einen richtig durch, was?«, rief er stoßweise zu Timothy hinüber.

»Fühlt sich an, als würde man mit einem Auto über Schienen holpern«, brüllte der Junge zurück.

»Ich dachte, ihr nehmt dafür Züge. Geht das jetzt auch mit Automobilen?«

»Nein, ich bin mal …«, brüllte Timothy zurück, doch sein Gefährt nahm die nächste Biegung, und Loo schien ihn nicht mehr hören zu können. Einen Moment später fuhr sein Freund mit leiser werdendem Klappern wieder hinter ihm her.

Allmählich wurde die Fahrt ruhiger. Anscheinend hatten sie die schlechte Adresse hinter sich gelassen, denn die Stühle glitten nun sanft durch einen gewissenhaft ausgeschachteten Tunnel. Tropfenförmige Lampions erhellten die Röhre, und in regelmäßigen Abständen sah Timothy großflächige Wandbemalungen an sich vorbeiziehen, die Landschaften mit Wäldern und Tälern zeigten, wie sie die Lemuren seit über tausend Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Gerade als Timothy sich entspannt zurücklehnen wollte, schoss ein Ohrensessel einige Meter vor ihnen aus einem Seitengang. Auf ihm reiste eine kleine, rothaarige Frau, die ihre Einkäufe umklammerte. Timothys Sessel verlangsamte selbstständig sein Tempo.

Die Frau beugte sich vor und grüßte freundlich. »Zum Gruße, Libere! Was macht das Leben in der Kommune?«

»Es ist – super. Wir, ähm, haben viele Pilze gefunden«, improvisierte Timothy und nahm sich fest vor, sich von Loo bei nächster Gelegenheit erklären zu lassen, was genau die Liberen so taten.

Die Vinin verzog angeekelt das Gesicht. »Pilze – na ja, jedem das seine – ich werde Euch in Kürze besuchen! Mein Sohn ist mit diesem fürchterlichen Ausschlag belegt worden … Trutzenanische Blattern! Ihr

wisst schon, mit blauen Pusteln, die so grauenhaft anschwellen. Mir ist das Bikelkraut aus, das Ihr mir letzten Annotas verkauft habt.«

Timothy sah fragend zu Loo hinüber und machte eine hilflose Geste. Sein Freund zwinkerte und rief laut über ihn hinweg: »Ich gehe gern und hole Euch das Kraut. Für drei Lex zu einem Ring liefere ich es Euch auch bis vor die Tür. Schickt einen Gargoyle oder Euren Wächter von den Coloren zu Loo, wenn Ihr mögt.«

»Darauf komme ich gewiss zurück«, erwiderte die Vinin fröhlich. »Den armen Jungen in diesem Zustand alleine zu lassen, ist wirklich nicht schön. Man weiß nie, wann die Pusteln platzen. Eine Riesensauerei! Meine Mutter musste alles neu tünchen, als ich die Blattern hatte.«

»Vielleicht habt Ihr auch Interesse an einem brandneuen Roten?« Loo zog die Flasche unter seiner Zipfelmütze hervor. Er hielt sie so, dass die Vinin einen Blick darauf werfen konnte.

»Hört mir auf mit diesem Hexengesöff! Ich bin froh, wenn ich meinen Mann mal nüchtern zu Gesicht bekomme. Wenn ich mich recht entsinne, war er es noch nicht mal bei unserer Vereinigung. Pfui Deibel!«, spuckte die Frau aus und verschwand schimpfend in einer der Nebengassen.

»Was ist mit dem Kraut?«, brüllte Loo ihr hinterher, sie war aber schon außer Hörweite.

»Wenn der Junge Blattern hätte, wäre er schon tot«, rief er stattdessen Timothy zu. »Da hilft auch kein Bikelkraut. Außerdem sind Blattern schon längst ausgestorben.«

Timothy hob verständnislos die Hände.

»Ist nicht wichtig«, bedeutete Loo ihm mit einer wegwerfenden Geste und stopfte die Flasche wieder zurück unter die Zipfelmütze, die er sicherheitshalber mit beiden Händen fest auf seinem Kopf hielt. Inzwischen hatten sie wieder an Fahrt aufgenommen. Timothy versuchte, seinem Sessel zu vertrauen, so gut er konnte.

Trotz der halsbrecherischen Geschwindigkeit reihten sich immer mehr Gefährte in die Blitzröhre ein, die seinen Sessel jedes Mal zu einer scharfen Bremsung zwangen.

Vor ihnen sauste jetzt anstelle der Vinin ein weiterer Color die Schienen entlang. Er lümmelte sich in einer ausgefallenen Sitzschale aus

weißem Leder, die die Gestalt eines längs halbierten Eies hatte, und schien tatsächlich schlafen zu wollen. Weit davor konnte Timothy eine alte Kirchenbank ausmachen, auf der kerzengerade drei Gestalten saßen und ihre Pergamente mit festem Griff zusammenhielten. Ihre Körper wurden von einem blassen Licht umspielt.

Als Loos Sessel bis auf wenige Zentimeter zu ihm aufschoss, fragte Timothy neugierig: »Wer sind die?«

»Das sind Dans«, raunte Loo. »Die können hören, was du denkst.«

»Echt?«

Loo nickte.

»Und die?« Timothy zeigte auf ein ausnehmend schönes Pärchen hinter Loo, das auf einem ausladenden Chesterfield-Sessel miteinander kuschelte.

»Bellaren! Können eigentlich nichts, außer Singen, Tanzen und Malen und all die Dinge, die keiner braucht.«

»Der sieht wie Godo aus«, stellte Timothy fest, als ein schnarchender Riese einfuhr, der es sich auf einem abgewetzten Sofa gemütlich gemacht hatte.

»Valide!«, meinte Loo nur, und Timothy kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Plötzlich musste er an Godos Worte denken: »Auf dem Sessel kannste ohnehin nich mehr reisen. Was dagegen, wenn ich die Hütte n bisschen aufheize?«

Timothy hatte sich gefragt, was Godo damit gemeint hatte, aber jetzt verstand er. War es wirklich erst einen halben Tag her, seit Godo … zu Eis gefroren war? Timothy wurde unwillkürlich kalt, als er an die grauenvollen Geschehnisse dachte.

»Loo! Was ist mit Godo passiert? Was weißt du darüber?«

»Wir sind gleich da, du musst jetzt langsam bremsen, einfach den Hebel hochziehen – nur nicht zu doll!«, rief Loo statt einer Antwort und deutete auf die Metallstange neben der Sitzfläche.

Timothy vergaß seine Frage für den Moment und ließ vorsichtig die Armlehne los. Nach kurzem Suchen wurde er fündig und zog behutsam an der Stange. Sein Sessel verlor, wie Loo vorausgesagt hatte, augenblick-

lich an Fahrt, so dass beide langsam in die große Halle einrollten, die sich vor ihnen auftat.

An der Einfahrt stand ein riesenhafter Mann, ein Valide, Godo ähnlich, der, in grüner Uniform gekleidet, dröhnte: »Hauptstation! Zentrale Plaza – Umsteigen zu den Schienen Richtung Stadt der Archive, Plunderplatz uuuuund Künstlerviertel.«

»Wir sind angekommen!«, freute sich Loo, als sie in eine der freien Buchten glitten. Mit einem Satz war er neben seinem Freund. »Das hast du gut gemacht. Viele bremsen beim ersten Mal viel zu hart.« Loo streckte Timothy, der mit offenem Mund um sich blickte, hilfsbereit die Hand entgegen.

Timothy rührte sich nicht von der Stelle. Er starrte auf einen bunt gekachelten Stand auf der anderen Schienenseite, wo eine bildschöne Bellarin kleine Törtchen, Bonbons, Zuckerstangen, Lollis und Eiscreme verkaufte, die sie ihren zahlreichen Kunden in dreieckige Tütchen füllte.

Neben ihr drückte eine kleine Vinin ihre Nase an einen Glaskasten, in dem sich ein blau glitzernder Sessel mit aufgestickten Sternen drehte. »Oh Mommei! Darf ich den haben? Schau mal, er kostet nur vierzehn Lex zu zwei Ringen! Lola von den Coloren hat auch so einen«, hörte Timothy sie betteln.

»Schatz, der Sessel ist viel zu teuer, er kostet vierzehn Lex pro Mond. Außerdem ist Lola …« Die Mutter zog ihr Kind energisch weiter, so dass ihre Worte im allgemeinen Gesumme der Passagiere untergingen.

Timothy las das danebenstehende Schild: »Der neue Transella 300, ergonomisch und formschön mit Gobbel- oder Glunzhaar-Bezug. Ab vierzehn Lex zu zwei Ringen pro Mond. Jetzt bei Luis & Luis Stuhlmanufaktur kreditieren.«

Gewisse Dinge scheinen überall gleich zu sein, dachte er und musste schmunzeln.

»Hauptstation!«, kündigte der Valide schon wieder die neu einfahrenden Sessel an und riss Timothy aus seinen Gedanken.

Loo zupfte ungeduldig an seinem Ärmel. »Komm, steig aus! Wir müssen die Buchten frei machen«, schrie er bei dem Versuch, den Voliden zu übertönen.

Timothy ließ sich widerwillig aus dem Sessel ziehen.

Zwei winzige Wesen hüpften hinter ihm her, die fluchend ihrem Ärger Luft machten. »Na endlich, ich dachte schon, Ihr wollt ewig sitzen bleiben«, quiekte der eine mit hoher Stimme.

»Der Sessel war verdammt staubig. Könntet ihn mal wieder ausklopfen – schmuddeliger Freigeist!«, raunzte der andere.

Die zwei Winzlinge tippelten kopfschüttelnd an dem Jungen vorbei, der ihnen fassungslos nachsah.

»Kostenlos mitfahren und sich dann beschweren!«, rief Loo ihnen erbost hinterher.

»Das waren sie! Loo!« Timothy hielt seinen Freund am Kragen fest und deutete auf die beiden winzigen, behaarten Gestalten, die nörgelnd von dannen zogen. »Die beiden haben mich gestern Nacht vermessen. Ganz sicher! Der eine saß auf meinem Bett und hat mich andauernd angestarrt, und der andere … ich weiß nicht genau, es waren doch recht viele.«

»Mopsmännchen!«, schnaubte Loo. »Aber ich glaube nicht, dass es genau diese waren, Timothy. Es gibt wirklich verdammt viele von ihnen. Sie sind wie eine Plage.« Sein Freund verzog die Mundwinkel. »Sie fahren ständig in irgendeiner Sesselfalte mit. Weil sie so klein sind, glauben sie, sie dürften sich alles erlauben. Könnten jedenfalls Danke sagen.«

Loo winkte einen stark gebauten Validen zu sich heran, der Timothys Sessel mühelos aus der Schiene hob.

»Möchtet Ihr Träger, oder sollen wir den Sessel für Euch verwahren?«, fragte er gewandt.

»Verwahren, keine Träger«, antwortete Loo kurz.

»Stand Nummer siebenundzwanzig, mein Herr!«, teilte der Hüne mit einer leichten Verbeugung mit und drückte Loo einen Schlüssel in die Hand.

»Es ist einfach viel zu mühsam, seinen Sessel immer mit sich herumzuschleppen«, erklärte Loo ungefragt. »Deshalb lassen wir sie in der Verwahrung. Es sei denn, du hast genug Eiche, dann kannste dir Träger leisten. Die bringen dich dann samt Stuhl, wohin du willst. Reine Verschwendung, wenn du mich fragst. Der Klappstuhl hier ist von Portas.

Die verleihn dir alles vom Hocker bis zum Doppelbett. Die Preise sind zwar unverschämt hoch, aber immer noch besser, als nen neuen zu kaufen. Wir müssen ihn noch zurückbringen, dann gehen wir zu mir. Komm!«

Timothy folgte Loo zu Porters, wo sein Freund den Klappstuhl vor den Tresen stellte und zähneknirschend zwei Lex Leihgebühr zahlte. Timothy sah Loo an, wie maßlos er sich über die Geldausgabe ärgerte, und fragte sich unwillkürlich, womit Loo sein Geld verdiente. Sollte Timothy seinen Freund danach fragen? Sie waren eben auf dem Weg zu einem der abgehenden Tunnel, als ihnen plötzlich ein wunderbarer Duft in die Nase stieg, und Timothy vergaß seinen Gedanken fürs Erste. Abrupt blieb er stehen und drehte sich schnüffelnd nach allen Seiten.

»Ist ja abgefahren«, staunte er, als er dem Geruch auf die Spur gekommen war. Am Ausgang stand ein feuerspeiender Valide, der soeben eine Portion Nüsse für eine greise Lemurin röstete.

»Panonüsse! Du gütiger Dan, ich habe ewig nichts gegessen.« Abrupt blieb Loo stehen und stierte mit seinen großen Telleraugen den Leckereien nach, die die Greisin unverhohlen in ihren Mund stopfte.

Auch Timothy lief das Wasser im Mund zusammen. Er meinte, nie zuvor etwas so Köstliches gerochen zu haben.

»Na, soll ich euch jungen Spunden auch ein paar Panonüsse rösten?« Der Verkäufer lächelte zuvorkommend. Dabei rührte er unablässig in einem bauchigen Glas, in dem eine zuckrig-klebrige Flüssigkeit mit zahllosen Panonüssen schwamm.

Loo wühlte verzweifelt in seinen vielen Taschen, brachte jedoch nicht mehr als ein paar Krumen hervor. Er sah seinen Freund mit schlechtem Gewissen an. »Vielleicht könnten wir von deinem Geld eine Portion für uns zwei?«

Timothy hatte Loo nie gefragt, ob er gut auskam oder womit er sein Geld verdiente. Plötzlich schämte er sich dafür, und es war ihm peinlich, dass er Loo nicht weiterhelfen konnte. »Selbst wenn ich Geld hätte – du weißt doch, unsere Münzen …«

»Nein, nein – du hast Geld! Jede Menge sogar«, fiel Loo ihm ins Wort. »Ach du karierter Gobbel – das weißt du ja noch gar nicht! Die Ältesten

haben uns, das heißt eigentlich dir, sechstausend Lex zur Verfügung gestellt. Das Meiste davon ist natürlich bei Kliddels. Aber eine kleine Summe …«, Loo ließ ein paar blankpolierte, dunkle Holzscheiben in seine Hand gleiten, in die allesamt das Wappen der Lemuren gebrannt war.

Timothy verstand nicht. Wieso sollte ihn jemand mit Eichenscheiben überhäufen? Was war Kliddels? Und warum hatte Loo ihm, wie immer, nichts davon erzählt?

»Was kann man sich denn für sechstausend Lex kaufen?«, fragte er schließlich.

»Für sechstausend Lex? Pah! Alles! Ich meine, du kannst dir wahrscheinlich n ganzes Haus leisten oder auch zwei, das kommt auf die Lage an. Oder etwa zwölftausend Portionen Panonüsse.«

»Dann nehmen wir zwei große Portionen!«, sagte Timothy entschlossen und sah erwartungsvoll zu dem Verkäufer hoch.

Der griente breit. »Sehr wohl – zwei große Portionen für die jungen Herren.«

Der mächtige, schwarze Röstofen war so heiß, dass er am Fuß glühte. In ihm knackte und bollerte es, kleine Flammen züngelten aus der trompetenförmigen Öffnung, auf der ein feiner Rost glühte. Schon ließ der Verkäufer eine bauchige Kelle voll der zuckrigen Nüsse auf den heißen Rost gleiten. Zischend und knisternd kandierten sie in kurzer Zeit zu herrlich duftenden Leckereien. Nach ein paar Mal Wenden schwenkte der Lemur den Rost geschickt durch einen honigfarbenen Saft, der in einem zweiten Kessel brodelte.

Inzwischen hatten sich einige Schaulustige um den Stand versammelt. Besonders die Kleinen drängten sich, so dicht es die Hitze zuließ, heran und sahen mit geweiteten Augen zu dem Panonussverkäufer empor. Dieser strich seinen langen Bart sorgsam glatt und nahm einen großen Schluck klarer Flüssigkeit, die er gegen eine brennende Fackel spie. Die honigsüße Köstlichkeit flammte golden im Strahl des Feuers auf, den der Valide kräftig prustend aus seinem Mund ausstieß. Die Zuschauer wichen mit einem »Aaaaah« nach hinten, als ihnen die plötzliche Hitze entgegenschlug.

Der Verkäufer schien amüsiert. »Noch ein bisschen Puderzucker darübergestäubt – und fertig! Lasst es euch schmecken, Jungs.«

Lächelnd reichte er Timothy zwei kegelförmige Tüten, randvoll gefüllt mit dampfenden Panonüssen.

Timothy fand sie wunderbar.

»Sag mal, was ist das eigentlich mit den sechstausend Eichenscheiben?«, fragte Timothy kauend, in der Hoffnung, wenigstens eine seiner Fragen beantwortet zu bekommen.

Die Freunde saßen auf einer Steinbank und ließen sich die Delikatesse schmecken, während die absonderlichsten Passagiere an ihnen vorbeizogen.

»Das sind keine sechstausend Eichenscheiben, sondern sechstausend Lex«, antwortete Loo mit vollen Backen. »Jeder Lex hat verschieden viele Ringe. Sie bestimmen den Wert einer Eichenscheibe.« Zur Anschauung beförderte er einen Lex aus seiner Tasche, den er geschickt zwischen den Fingern drehen ließ. »Dieser Lex zum Beispiel hat dreißig Ringe. Der Einfachheit halber sagen wir ein Lex zu drei Ringen. Auf der Plaza, direkt vor Kliddels, steht der größte Lex im gesamten Lemurenreich, mit über tausend Ringen. Er stammt noch aus der Zeit vor der Verbannung, aber niemand würde ihn heute als Zahlungsmittel akzeptieren.«

Als er Timothys unzufriedenen Blick sah, fügte er rasch hinzu: »Hey – tschuldige, aber ich kann dir echt nicht mehr sagen. Den Rest muss dir der Ältestenrat erklären. Ich hatte lediglich die Aufgabe, dir unsere Provinz zu zeigen und dich über Sitten, Gebräuche und Gefahren aufzuklären.«

»Das ist dir richtig gut gelungen. Ich habe quasi gar keine Fragen mehr.«

»Dann ist es ja gut, ich dachte schon, ich hätte mich mitunter etwas kurz gefasst. – Boah, ist das lecker!«

Loo stopfte sich die letzte Panonuss in den Mund und schielte gierig zu seinem Freund hinüber, der noch nicht einmal die halbe Tüte geleert hatte.

»Nö, Loo, echt nicht.« Timothy rückte ein Stück ab und legte die Tüte vorsichtshalber auf die andere Seite. »Erst mal erzählst du mir, was es

mit dem Ältestenrat und den Eichenscheiben auf sich hat. Und das mit Godo hast du mir auch noch nicht erklärt!«

Loo sah Timothy schuldbewusst an. »Ist alles ziemlich verwirrend für dich, oder?«

Timothy nickte.

»Wie ist das Meer?«, fragte Loo unvermittelt.

»Das Meer? Ich verstehe nicht. Wie meinst du das?«

»Ich würde so gern einmal das Meer sehen. Es soll phantastisch sein«, schwärmte Loo. »Wie fühlt es sich an?«

»Na ja, ich habe es nur einmal als Kind gesehen«, gestand Timothy. »Es ist kalt, oft zumindest – und nass. Ja, sehr nass sogar – und … und … es ist wirklich schwer zu beschreiben. Man muss es einfach spüren, wenn … wenn das nasse, das sehr nasse Wasser …«

»Ja, es ist schwer zu beschreiben«, murmelte Loo.

Eine Weile schwiegen sich beide an. Dann lachte der Color wieder und sprang voller Tatendrang auf. »Pass auf, mein Freund, wir werden jetzt zu dem Haus meiner Eltern gehen, und dann schläfst du dich erst mal richtig aus. Du musst ja so müde wie ein Tarp sein. Morgen sollten wir allerdings früh aufbrechen, um den Ältestenrat aufzusuchen. Man darf ihn nicht unnötig warten lassen; er wird dir sicherlich viele deiner Fragen beantworten – vertrau mir.«

Timothy war tatsächlich hundemüde, doch alles war so fremdartig und verwirrend, dass er sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte zu schlafen. Abgesehen davon, dass … »Ich muss bald zurück, Loo, und schlafen kann ich sowieso nicht. In einigen Stunden wird Elsa mich wecken. Heute soll der neue Hauslehrer kommen und ich …« Timothy stockte. Er konnte sich nicht vorstellen, in Kürze in die vergitterte Villa zurückzukehren und seinen Tag mit Elsa und einem weiteren Hauslehrer zu verbringen, in der Hoffnung, Loo alle paar Monate zu sehen. »Die Schlüsselblume hat eben alles verändert …«

Loo sah ihn verständnislos an. »Die Zeitumstellung! Hör mal, Timothy, willst du mir vielleicht weismachen, dass du dich daran nicht mehr erinnerst? Wir haben noch knapp acht Tage!«

»Acht Tage? Wie jetzt? Ich dachte, mit Zeitumstellung meinst du, dass es hier einige Stunden früher oder später wäre. Wie spät ist es jetzt?«

»Es ist eine Hora vor Zenit, also früher Mittag, und wenn du in acht Tagen zurückkehrst, wird es etwa neun Uhr morgens in deiner Welt sein, Zeit zum Aufstehen!«

Timothy sah seinen Freund verdutzt an. »Dann vergeht die Zeit hier also …«

»Vierundzwanzig Mal langsamer«, ergänzte Loo.

Am Ausgang drängten sich die meisten Passagiere zur Plaza hinauf. Einige stiegen auch auf andere Schienen um und verschwanden in den Seitengängen. Loo zog Timothy in einen weniger lebhaften Tunnel, der sich, von Pfeilern gestützt, durch das Erdreich wand. Der Weg führte unter der Via Aurea hindurch direkt zu Loos Haus und stellte eine nützliche Abkürzung dar, wenn man bereit war, ein gewisses Einsturzrisiko in Kauf zu nehmen. Loo hielt es für überschaubar und war dankbar, nicht die Plaza überqueren zu müssen. Der Platz war für jeden Lemur ein Schauspiel, und der Anblick hätte Timothy sicherlich vollends überfordert.

Als sie um die nächste Kurve bogen, fiel sein Blick allerdings auf einen Troll, der an einen der Pfeiler gelehnt auf der Erde kauerte und seine Ware feilbot. Seit einiger Zeit durften die Dämonen die öffentlichen Gänge betreten, aber den Pentraden war es gänzlich verboten. Sie waren zum Glück auf die Grotte des Grauens und die dahinterliegenden Sümpfe beschränkt, auch wenn sie sich nicht immer daran hielten. Umso erleichterter war Loo, dass es nur ein dämonischer Troll war, der sich hier niedergelassen hatte. Er hatte gehofft, sein Elternhaus zu erreichen, ohne weitere Fragen beantworten zu müssen, und war froh, dass Timothy seine erste Begegnung mit einem Troll gelassener nahm, als Loo vermutet hätte. Er sah das zerknitterte Wesen mit seinen abstehenden Ohren und dem kahlen Schädel nur neugierig an, ohne sonderlich verwundert zu wirken.

»Trolle«, erklärte Loo ihm trotzdem flüsternd.

»Wer, die Stöcke oder der Verkäufer?«, raunte sein Freund zurück.

»Der Verkäufer«, antwortete Loo und begutachtete die Ware. In einem aus Weiden geflochtenen Ständer tummelten sich zehn oder mehr knorrige Stöcke, an deren Kopf statt eines Knaufs jeweils ein wurzelartiges Gesicht saß. Die Stöcke redeten wild durcheinander und kamen sich dabei ständig mit ihren langen Wurzelnasen in die Quere. Auf ihren Köpfen saßen spitze Blätter, die wie Ohren wirkten.

»Das trifft sich gut«, meinte Loo. »Wir nehmen einen Druidenstab. Aber einen, der sich wirklich auskennt. Keinen unerfahrenen, bitte.«

Der Troll beugte sich schwerfällig vor, um ein besonders hässliches Wurzelgesicht aus dem Korb zu ziehen.

Dieser beschwerte sich auch gleich. »Ich war gerade mitten in einer Unterhaltung, es wird doch wohl noch Zeit für ein paar verabschiedende Worte sein!«, schimpfte er mit angelegten Ohren.

Der Troll beachtete seine zeternde Ware nicht weiter, sondern schlug sie ohne viel Federlesen in Papier ein. »Zehn Lex zu drei Ringen«, forderte er unwirsch.

»Was? Das ist zu viel! Der normale Preis liegt bei …«

Timothy verdrehte die Augen. »Nun zahl ihm doch den Preis. Du hast bestimmt einen sehr unterhaltsamen Stock dafür bekommen.«

»Er soll nicht reden, er soll den Weg kennen.« Loo funkelte den Verkäufer unfreundlich an.

Der entblößte seine lückenhaften Zähne und drückte Timothy den Druidenstab in die Hand. »Ein guter Preis, bestimmt nicht zu viel. Jeder Stock ist eine Sonderanfertigung. Der hier ist aus der Wurzel des Holunderbaums. Es heißt, er hätte magische Fähigkeiten. Manche behaupten sogar, der Holunder sei in Wirklichkeit eine Hexe in Baumform. Wer weiß, was er alles kann.« Der Verkäufer schüttete sich aus vor Lachen, als er Loos ängstlichen Gesichtsausdruck sah.

Hexen waren schon vor vielen Dekaden ausgestorben oder zumindest in der Unterwelt nicht mehr gesichtet worden. Doch im Allgemeinen fürchtete man sich vor ihnen. Nicht nur, dass sie als schwarzmagisch und hinterhältig galten, die Lemuren hatten in ihnen ihren Meister gefunden. Eine Hexe war jedem Lemur bei Weitem überlegen. Als sie noch gemeinsam auf der Oberfläche gelebt hatten, waren sie sich spinnefeind gewe-

sen. Trotzdem sympathisierte der eine oder andere mit ihnen, denn wenn es eines gab, was die Hexen noch weniger mochten als Lemuren, dann waren es die Menschen, obgleich oder gerade weil man sie oft als menschliche Hexen bezeichnete, da sie diesen recht ähnlich sahen.

. ~ .

LADOMIR WAR DEN GANZEN VORMITTAG ÜBER NERVÖS UND FAHRIG. DIE UNHEILvolle Pergament-Botschaft ging ihm einfach nicht aus dem Kopf. Jedes Mal wenn ein Kunde seinen Laden betrat, zuckte er zusammen und erwartete das Schlimmste.

Die Gemütslage im gesamten Lemurischen Reich war merklich angespannt, und auch wenn der Rat bisher als stabil galt, war bereits der eine oder andere Lemur von den Homorden gelyncht worden, weil er sich zu offensichtlich für Menschliches interessiert hatte. Ladomir wollte auf keinen Fall mit so etwas in Verbindung gebracht werden, und bis vorhin war er sich auch sicher gewesen, dass niemand, außer dem Rat und seiner Familie, von Timothys Anwesenheit wusste. So war es ihm zumindest versichert worden.

Zunächst jedoch gab niemand dem Händler Anlass, misstrauisch zu sein. Die meisten seiner Kunden wollten dieser Tage nur Kämme, Wachse, Perlen oder Bänder erwerben, um ihre Bärte in nie zuvor gesehene Kunstwerke zu verwandeln. Der Verrückte-Bart-Tag stand kurz bevor, was zumindest den männlichen Teil der Provinz in helle Aufregung versetzte. Dem Gewinner winkte nicht nur ein Jahr in Ruhm und Ehre, sondern auch die enorme Summe von fünftausend Lex.

Die Bevölkerung war so sehr mit den Vorbereitungen beschäftigt, dass der Wettbewerb sogar zeitweise die unheilvollen Geschehnisse in den Hintergrund rückte. Seit dem Validen Godo hatte es ohnehin, den Feen sei Dank, keinen kristallinen Zwischenfall mehr gegeben. Es war, als hielte das Böse die Füße still, und Ladomir konnte sich noch so oft zur Ruhe rufen, er wurde das Gefühl nicht los, dass der Botschaft auf dem Pergament etwas folgen würde.

Und kurz vor Mittag tat sich tatsächlich etwas Ungewöhnliches. Ein Crucio betrat Lados Allerlei. Diese Gattung gehörte nicht zu seiner typi-

schen Kundschaft. Sie interessierten sich nicht für Einkäufe oder dergleichen Banalitäten. Doch jetzt stand einer vor ihm, bleich und hager, und ließ seinen Blick aufmerksam durch den Raum schweifen, bevor er sprach: »Ich habe gehört, man könne bei Euch besondere Bücher erwerben?«

Er will ein Hexenbuch, dachte Ladomir erschrocken. Wieso kommt ein Crucio persönlich? Warum schickt er niemanden? Er mag keine Menschen, so viel steht fest, sonst würde er kein Hexenbuch verlangen … Ladomir musterte seinen Kunden misstrauisch. Bei Paxus, ich glaube, er gehört zum Rat! Ein Ältester? Was kann er nur wollen?

Ladomir entschied, Vorsicht wäre besser als Nachsicht, und blickte sich fahrig um. »Wir haben viele besondere Bücher, mein Herr«, meinte er schließlich und beförderte eine verstaubte Kladde zutage. »Hier zum Beispiel das Werk Petit Fours und andere süße Kleinigkeiten, verfasst und illustriert von Proxius von den Dan. Das Letzte im ganzen Lemurenreich«, unterstrich er geschäftsmännisch. »Oder sucht Ihr etwas weniger Kulinarisches?«

Ladomir versuchte, ein unverfängliches Lächeln aufzusetzen, was jedoch mehr zu einem schiefen Grinsen geriet.

»Ich dachte an etwas, das lebendiger ist. Etwas, das … unterhaltsam sein könnte.«

Der Crucio machte sich nicht die Mühe, seine Stimme zu senken. Er sah Ladomir auf eine Weise an, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Er will mich zwingen! Er benutzt seine Gabe!, dachte Ladomir panisch und warf einen schnellen Blick durch die große Glasscheibe auf die Händlergasse. Niemand schien sich für sein Geschäft zu interessieren.

»Mir wurde vor einigen Tagen eines dieser fürchterlichen Hexenbücher als Pfand hinterlegt«, meinte er ergeben. »Ich glaube nicht, dass die Schuld noch ausgelöst wird. Ich wäre froh, wenn jemand dieses grauenhafte Werk für mich … äh … entsorgen könnte?« Der Color schaute ängstlich zu seinem Kunden empor. Als dieser keine Miene verzog, fügte er schnell hinzu: »Könntet Ihr diese Aufgabe vielleicht übernehmen? Ich

würde Euch auch deutlich im Preis für das andere Buch entgegenkommen.«

Auf dem Gesicht des Crucio zeichnete sich ein zufriedener Ausdruck ab. »Wenn ich es mir recht überlege, wäre Petit Fours doch ein gutes Geschenk für meine Frau. Ich nehme es«, meinte er und ließ eine äußerst großzügige Summe auf den Tresen kullern. »Und Euer Hexenbuch werde ich gerne entsorgen lassen.«

»Das ist sehr großzügig«, versicherte Ladomir schnell, ehe er die fünfzig Lex einstrich.

Kurz bevor sein Kunde durch die Wand verschwand, wendete er sich matt lächelnd nochmals dem Händler zu. »Für den Fall, dass Ihr noch öfter solche verbotenen Werke als Pfand hinnehmen müsst, werde ich Euch regelmäßig besuchen. Ihr könnt Euch dann meiner Hilfe gewiss sein.«

Ladomir stand eine Weile unbeweglich da und dachte fieberhaft nach: War das eine Drohung? Hat er mir gedroht? Er wird wiederkommen! Er will, dass ich ihm mehr Hexenbücher beschaffe … Gütige Kletterwurzel! Vielleicht hat er das Pergament geschrieben. Was will ein Crucio, ein Ältester, mit Hexenbüchern?

Der Händler hatte ein schlechtes Gefühl bei der Sache. Die normalen Liebhaber solch ketzerischer Literatur waren weniger durchgeistigt, weniger einflussreich. Sie saßen oft in den Hinterzimmern düsterer Kneipen und stimmten in die Schimpftiraden der Bücher über Menschen ein. Manche schmiedeten dabei den großen Plan, die obere Welt wieder an sich zu reißen, wenn es sein musste, auch mit Hilfe der in der Grotte lebenden bösartigen Pentraden. Wenn sie anderntags wieder ernüchtert und mit einem ordentlichen Kater erwachten, gingen sie schlechtgelaunt ihrer bescheidenen Tätigkeit nach, nur um den Tageslohn am Abend wieder in den Wirtschaften zu vertrinken. Insbesondere die Vinen waren bekannt dafür.

Crucios jedoch waren anders. Sie gehörten zu der geistigen Elite der Lemuren – genauso wie die Dan und die Niptraden. Wenn ein Crucio Interesse an Hexenbüchern zeigte, dann sicher nicht, um sich an ihnen zu ergötzen. In den vierhundertdreiundsechzig Jahren, in denen Ladomir

seinen Handel betrieb, hatte noch nie ein Crucio nach einem Hexenbuch verlangt.

Der Händler konnte sich einfach keinen Reim darauf machen, wurde jedoch das Gefühl nicht los, dass die Pergament-Botschaft vom Morgen im unmittelbaren Zusammenhang mit seinem letzten Kunden stand. Doch so sehr er sich auch bemühte, wollte ihm keine sinnvolle Erklärung für die Geschehnisse des Tages einfallen. Letztendlich beschloss er, seinen Handelsfreund Linus aufzusuchen und notfalls für Informationen zu zahlen, sofern es ihn weiterbrachte.

Das erste Mal seit über drei Dekaden sperrte Ladomir seinen Handel vorzeitig zu.

Doch als er kurze Zeit später bei dem Haus seines Freundes ankam, wurde er enttäuscht. Linus schien nicht da zu sein. Stattdessen hing der altersschwache Geier kopfüber in seiner Nische. Der lange Hals baumelte schlaff die Fassade hinunter, die Augen fest geschlossen.

»Dieses Tier kann auch nichts als schlafen«, fluchte Ladomir und pustete dem Wächter kräftig ins Gesicht.

Der Geier rührte sich nicht. Mit spitzen Fingern hob der Händler den langen Vogelhals an und ließ ihn wieder fallen. Der Wächter zeigte keine Regung.

»War ja klar. Nur ne Frage der Zeit«, murmelte Ladomir grimmig.

· ~ ·

DER TUNNEL FÜHRTE SIE DIREKT AUF DIE VIA AUREA, ES WAREN NUR WENIGE Meter bis zu Loos Elternhaus. In diesem Teil der Straße waren mehrere Coloren nebeneinander angesiedelt, und die bunten Fassaden der Häuser ergaben ein hübsches Bild. Sie waren allesamt zweistöckig, wobei die obere Etage ein gutes Stück der unteren überstand. Einigen von ihnen hatte man unnötigerweise ein Dach verpasst, das direkt unter der bemalten Tunneldecke klemmte.

Timothy hätte das farbenprächtige Bild gern noch weiter betrachtet, aber sie hatten bereits Loos Elternhaus erreicht.

»Da wären wir!«, rief Loo aufgeregt. »Das ist meine kleine Schwester Lilli und unser fetter Wächter Skibbo.«

Ein drolliges Mädchen mit wilden, rotbraunen Haaren stand neben einer Art Vogelhaus, in dem augenscheinlich das Eichhörnchen wohnte, von dem Loo gesprochen hatte. Timothy schätzte Loos Schwester auf nicht älter als zehn Jahre.

»Komm, Skibbo, sag Hallo zu unserem Besuch«, sagte das Mädchen schüchtern.

Das Eichhörnchen wieselte augenblicklich aus seinem Häuschen hervor und sprang mit einem Satz auf Lillis Schulter.

»Hallo, ihr beiden. Ich bin Timothy – von den Liberen«, stellte er sich lachend vor. Loo hatte nicht übertrieben. Das Tier war wirklich kugelrund.

»Wer's glaubt«, lispelte das Hörnchen. »Wohl eher Timothy von den Menschen.« Es sprang behände von Lillis Schultern über sein Häuschen hinweg in ein offen stehendes Fenster. »Herrin! Der Menschenjunge ist da!«, rief es eifrig.

»Mach dir keinen Kopf«, sagte Loo leise. »Meine Familie kennt deine Herkunft – übrigens als Einzige neben dem Ältestenrat. Komm, lass uns reingehen. Der Wächter von nebenan wird schon hellhörig.«

Timothy folgte Loos Blick zum Nebenhaus, wo ein plattschnäuziger Mops nervös auf seinem Po herumrutschte und aus seinen Glubschaugen scheinbar durch sie hindurchsah.

Gerade als Lilli die Klinke drücken wollte, wurde die Tür von innen aufgerissen. Loos Mutter stand freudestrahlend im Rahmen und breitete die Arme aus.

»Timothy, da bist du ja! Ich war ja so gespannt auf dich! Komm rein, du musst ja müder sein als jeder Tarp! Du schläfst doch, oder?«, fragte sie, und ihr Gesicht glühte vor Aufregung. »Hast du Hunger? Ich habe etwas vorbereitet! Den ganzen Vormittag war ich auf dem Plunderplatz, aber Tomaten konnte ich leider nirgendwo bekommen. Nimm es mir nicht übel, ja? – Loo – Lilli! Was steht ihr hier noch rum? Unser Gast ist da!«

Höflichkeitshalber, und weil, wie Lavina erklärte, Lilli noch nicht besonders gut permatieren konnte, benutzten alle die Tür, um in das Haus zu gelangen.

Verdutzt folgte Timothy Loos Familie. Er hatte sich Loos Zuhause nie vorgestellt, aber wenn er es versucht hätte, wäre ihm dieses Bild als ausgesprochen passend erschienen.

Im Wohnzimmer lagen gut zwei Dutzend Kissen und Sitzsäcke in allen Farben bunt durcheinandergewürfelt. Keine Wand schien gerade zu sein – eine war sogar so schräg, dass ein Bild niemals an ihr hängengeblieben wäre. Sie wurde jedoch durch kleine, große, runde und rautenförmige Fenster in unterschiedlichsten Höhen durchbrochen. Die Fensterrahmen waren in Pink, Orange, Türkis und einer weiteren Farbe bemalt, deren Name Timothy noch nicht einmal kannte. Der Junge fühlte sich auf Anhieb wohl. Auch wenn er Loos Familie gerade erst in Teilen kennen gelernt hatte, wünschte er sich sofort, hier sein neues Zuhause gefunden zu haben statt in der altertümlichen Villa seines Vaters.

»Das ist mal ein vernünftiger Empfang«, rief Loo freudig und zeigte auf einen flachen Tisch, der über und über mit Keksen, Törtchen, Zuckerzeug, Schokolade und anderem Naschwerk beladen war, so dass sich die Platte schon durchbog.

»Finger weg, Loo, nicht wir müssen essen, richtig satt werden soll erst mal unser Gast«, sagte seine Mutter barsch. Zu Timothy gewandt fügte sie herzlich hinzu: »Setz dich, mein Lieber, und iss, so viel du magst. Wenn nichts mehr übrig bleibt, ist es gar nicht schlimm.«

Lillis Unterlippe fing an zu zittern, und Loo funkelte seine Mutter zornig an.

Timothy war die Situation unangenehm. »Sie hätten sich wirklich nicht solche Umstände zu machen brauchen, ich habe vorhin mit Loo ein paar Panonüsse gegessen, außerdem … Menschen essen nicht so viel.«

»Nicht? Das war mir nicht bekannt«, sagte Loos Mutter betroffen. »Was machen wir denn jetzt?«

»Ich bin mir sicher, dass sich eine Lösung finden wird«, meinte Loo, schon wesentlich besser gelaunt, und stopfte sich den ersten Zuckerkringel in den Mund.

So saßen sie den halben Nachmittag, und Timothy musste etliche Fragen über Tomaten, Halloween, Flugzeuge, Fernseher, den Himmel und die menschliche Eigenschaft, essen zu müssen, beantworten. Lilli

und ihre Mutter wurden nicht müde, ihm immer neue Fragen zu stellen. Sie konnten sich nur schwer in die Sitten der Menschen hineinfinden und fanden alles äußerst exotisch.

»Und ihr esst wirklich das Fleisch eurer Dämonen?«, fragte Lilli gerade und verzog angewidert die Mundwinkel, als Loos Vater durch die Wand stürmte. Die ausgelassene Unterhaltung brach abrupt ab.

»So früh schon?«, fragte seine Frau erstaunt.

»Anscheinend nicht früh genug«, antwortete er mit einem ärgerlichen Seitenblick auf die verbliebenen Süßigkeiten. Dann musterte er Timothy, wandte sich jedoch an Loo. »Das ist er also, ja?«

»Ladomir«, zischte seine Frau vernehmlich und knuffte ihn unter dem Tisch hindurch in die Wade.

»Ja, Vater, das ist Timothy von den Menschen. – Timothy, das ist mein Vater – Ladomir von den Coloren.«

Timothy stand auf und streckte Loos Vater die Hand entgegen, ohne zu wissen, ob diese Form der Begrüßung auch bei den Lemuren üblich war.

»Ließ sich ja nicht verhindern«, schnaubte dieser, die gebotene Hand ignorierend. »Ist Post gekommen?«

»Zwei Pergamente durch die Rohrpost, noch eins hat ein Gargoyle heute Morgen für dich abgeliefert. Liegen alle in dem Korb.«

Seine Frau deutete auf ein Behältnis aus Wurzelgeflecht, über dem vier Messingröhren aus der Wand schauten. Jede hatte einen Namen der Familie eingraviert: Ladomir, Lavina, Loo und Lilli.

Ladomir fischte die Briefe aus seinem Postkorb und verschwand grummelnd in Richtung seines Arbeitszimmers.

Timothy schaute unglücklich drein.

»Mach dir nichts draus«, meinte Loos Mutter Lavina und legte Timothy tröstend die Hand auf die Schulter. »Er war schon den ganzen Tag so missgelaunt. Mehr zum Fürchten als der Mummatsch. Ich werde heute Abend ein paar ernste Worte mit ihm reden. Ihr werdet euch bestimmt noch verstehen.«

Loo zog unter seiner Zipfelmütze die Flasche Wein hervor und stellte sie auf den Tisch. »Für Daa. Ein Gastgeschenk unseres Besuchers«,

meinte er augenzwinkernd. »Lemuren machen sich immer Geschenke beim ersten Kennenlernen«, fügte er zu seinem Freund gewandt hinzu. »Je höher der Wert, desto größer die Anerkennung, und dieser brandneue Rote – du wirst sehen.«

»Das ist nett«, sagte Timothy dankbar und kuschelte sich tief in einen Sitzsack. Plötzlich konnte er ein Gähnen nicht mehr unterdrücken. Sein Zeitgefühl war ihm vollkommen abhandengekommen, zumal er nicht wusste, ob die Nacht hier unten anders wirkte als der Tag. Erschöpft, aber glücklich, rieb er sich die Augen und sah zu dem knackenden Ofen, der das Zimmer erwärmte. Er hätte auf der Stelle einschlafen können.

Loos Mutter betrachtete ihn mitfühlend. »Du gütiger Dan – mein armer Junge, du bist ja vollkommen übermüdet. Da reden und reden wir die ganze Zeit und du kannst kaum noch die Augen offen halten. Ich werde dir sofort einen Ingwerwurzeltee mit einem Schuss Wermut aufbrühen, das wird dich gut träumen lassen. – Kinder, zeigt unserem Gast doch seine Schaukel, ja?«

»Komm mit!«, rief Lilli. »Du schläfst bei meinem Bruder. Ich zeig dir sein Zimmer.«

»Genau, mein Zimmer«, wiederholte Loo und kletterte durch ein kreisrundes Loch neben dem bollernden Ofen. Timothy folgte den beiden widerspruchslos und stieg die Treppe hinauf. Das heißt, zunächst gingen sie sechs Stufen nach unten rechts, dann zwölf nach oben links. Doch Timothy war zu müde, um sich weiter zu wundern.

Loos Zimmer befand sich unter der Dachschräge und hatte ein kleines Türmchen, das einen großzügigen Blick auf die Via Aurea bot. Vielerlei Bücher lagen zerstreut auf dem Boden und stapelten sich in den Ecken, zumeist mit Titeln wie Heil- und Zauberpflanzen, Hexenkräuter oder Wurzel-Wissen. In der Mitte von Loos Zimmer war ein Fenster in den Boden eingelassen, das die Sicht in das darunter liegende Wohnzimmer freigab. Daneben stand eine Art Hängematte, die eigenständig sanft hin und her pendelte.

Loo deutete auf sie. »Du schläfst in der Gästeschaukel. War ganz schön schwer, das Biest, aber ich hab sie irgendwie hier hoch gekriegt.«

»Danke«, murmelte Timothy, wartete, bis sein Freund sich umgezogen und seine Schlafmütze aufgesetzt hatte, dann kuschelte er sich samt Perlengewand tief in die flauschige Decke. Kurz bevor ihm die Augen zufielen, besann sich Timothy, dass Loo ihm immer noch nichts über Godos grausamen Tod erzählt hatte.

»Loo?«

»Hm …«

»Erklärst du mir jetzt, was mit Godo passiert ist?«

»Wir nennen es kristallisieren«, murmelte sein Freund schläfrig. »Wir wissen nicht, woher es kommt. Eine Seuche vielleicht oder Hexenwerk, oder die Erfüllung einer Prophezeiung …«

»Ah …«

Einen Moment war es ruhig, dann fing Loo selig an zu säuseln.

»Loo?«

»Hm …«

»Wie schlimm ist es?«

»Ziemlich schlimm. Es erwischt immer mehr.«

Timothy konnte einen Schauer nicht unterdrücken. Beklommen ließ er die schrecklichen Ereignisse vor seinem geistigen Auge Revue passieren, bis ihm mit einem Mal wieder etwas einfiel. »Ich dachte … also, als das Eis kam, dachte ich, ich hätte einen Schatten gesehen«, flüsterte er.

»Einen Schatten? Von was?«

»Keine Ahnung, einfach einen Schatten. Erst dachte ich, du wärst gekommen, aber da war keiner außer Godo und mir.«

»Hm …«, murmelte Loo. »Lass uns morgen darüber reden, ja? Coloren sind nämlich ungenießbar, wenn sie zu wenig geschlafen haben.«

»Wie du meinst.«

Timothy ließ sich sanft hin und her schaukeln, bis ihn die Müdigkeit übermannte. Trotz der Erlebnisse schlief er so tief und ruhig ein wie noch nie in seinem Leben zuvor.

ENDE DER LESEPROBE

Die Stadt unter der Welt

Kim Kestner

kim-kestner.de

© Kim Kestner